

Zum Geleit

„Pravda vítězí - Die Wahrheit siegt“. Das ist der Wahlspruch im Staatswappen Tschechiens. Professor Dr. Rudolf Grulich, der dieses Jahr beim Sudetendeutschen Tag in Augsburg mit dem Großen Sudetendeutschen Kulturpreis ausgezeichnet wurde, hat sich dieses Motto für sein Schaffen zu Herzen genommen. In seiner Dankesrede im Goldenen Rathaussaal der Stadt Augsburg ging er darauf ein, fügte aber hinzu, dass die Wahrheit nur siegen kann, „wenn sie auch laut gesagt wird!“

Für mich war es heuer die zweite Teilnahme an einem Sudetendeutschen Tag, und die Eindrücke waren erneut vielgestaltig. Sicherlich stand für unser Institut die Preisverleihung an Grulich im Mittelpunkt. Kamen schon im letzten Jahr viele Bekannte und interessierte Menschen an unseren Stand, so waren es in diesem Jahr noch mehr. Viele wollten dem Preisträger gratulieren und ihm für sein unermüdliches Wirken danken. Beinahe jeder hatte aber auch eine Frage im Gepäck, für die oft schon lange eine Antwort gesucht wurde. Die Teilnehmer seiner unzähligen Reisen, von denen ich einige in den letzten Jahren miterleben durfte, haben Grulichs überragendes Allgemein- und Spezialwissen immer wieder erleben können. Manches, was im achtbändigen Lexikon, „**R**eligion in **G**eschichte und **G**egenwart“ (**RG**G) nicht steht, wurde uns durch Erzählungen aus dem **R**udi **G**rulich **G**edächtnis zuteil. Sein Wissen und seine Kraft wurden auch auf diesem Sudetendeutschen Tag von überaus zahlreichen Besuchern in Anspruch genommen. Manch junger Teilnehmer musste sich nach zehn Stunden Messebetrieb erst einmal im Hotel ausruhen, während Grulich noch diskutierte und Fragen beantwortete.

Grulichs Herz litt immer stark darunter, wenn die Wahrheit nur leise oder – noch schlimmer – gar nicht gesagt wurde. Sicherlich hat auch er sich gefreut, dass es auf diesem Sudetendeutschen Tag diesbezüglich Zeichen der Hoffnung gab. Bernd Posselt ging in seiner Rede auf den Dokumentarfilm des tschechischen Regisseurs David Vondráček „Töten auf tschechische Art“ ein, den er bei einer Tagung in Karlsbad am 5. Mai gesehen hatte. Dass dieser Film an diesem tschechischen Feiertag und zur besten Sendezeit ausgestrahlt wurde, sei deutlich mehr als eine Randnotiz! Posselt äusserte Zweifel, ob der Film mit dieser Offenheit so und um diese Zeit im deutschen Fernsehen gelaufen wäre. Vor allem aber die anhaltende und meist ernsthafte Diskussion in der tschechischen Öffentlichkeit zeige, dass diesbezüglich Bewegung in die tschechische Gesellschaft komme. Mutmachend sei auch die Sudetendeutsche Jugend, die sich in deutsch-tschechischen Ferienlagern und anderen Aktivitäten als „Kitt“ eines zukünftigen Europas erweise. Auf die unschätzbare Bedeutung des Austauschs der Menschen untereinander verwies auch Erika Steinbach, die dieses Jahr mit dem Karls-Preis ausgezeichnet wurde: Viele junge und alte Sudetendeutsche reisten nach Tschechien „nicht mit der Faust in der Tasche, sondern mit einem offenen Herzen“, belebten so

die Völkergrenzen überschreitende Diskussion und leisteten aktive Versöhnungsarbeit. Häufig fänden diese Reisen mit einem Bündel Geld im Gepäck statt, das dann gemeinnützigen Zwecken wie beispielsweise der Restaurierung von Kirchen zugute komme.

Leider ging aber viel Wichtiges im meist einseitigen Medienecho unter. Hoffentlich wird der Film „Töten auf tschechische Art“ auch bald in Deutschland einem breiten Publikum zugänglich gemacht! Beeindruckt hat mich, dass mit Toman Brod und Oldřich Stránský zwei Juden aus Tschechien anwesend waren, die beide Theresienstadt und Auschwitz überlebt haben und sich lebhaft in die Diskussion einbrachten. Der Historiker Toman Brod hielt einen Vortrag und schilderte eindrucklich seine Sicht auf die gemeinsame und je eigene Geschichte und stellte sich anschließend der Diskussion der Teilnehmer. Darüber hinaus fanden weitere Persönlichkeiten aus den verschiedensten Ländern den Weg nach Augsburg. Aus der Tschechischen Republik kamen Petr Uhl der Karlspreisträger des Jahres 2008, Professor Rudolf Kučera, František Černý und Milan Horáček, um nur einige zu nennen. Besonders beeindruckt, ja bewegt hat mich, wie der unierte Bischof Ladislav Hučko, ein Vertreter der tschechischen Bischofskonferenz, das Pfingstpontifikalamt mit Worten an die Teilnehmer und dem abschließenden Segen beschloss. Wie gut, dass die Kirche ein solches Zeichen setzt. Leider fand diese Tatsache in den Medien so gut wie keine Erwähnung.

Ministerpräsident Seehofer ging in seiner Rede ausführlich auf seine für den Herbst geplante Reise in die Tschechische Republik ein. In engem Kontakt mit sudetendeutschen Vertretern und vor allem auch gemeinsam mit diesen solle dieser Besuch stattfinden. Bis dahin werde aller Voraussicht nach auch eine neue Regierung in Prag die Amtsgeschäfte führen und die nötige Legitimität für sich in Anspruch nehmen können. Man kann nur hoffen, dass auf die hoffnungsvoll stimmenden obengenannten Signale nun auch endlich auf höchster politischer Ebene ein angemessener Austausch der Meinungen und unterschiedlichen Sichtweisen einsetzen wird. Viele Menschen, wie Peter Barton der Leiter des Sudetendeutschen Büros in Prag, arbeiten daran, dass dies Wirklichkeit werden kann. Vor allem warten aber auch viele der Erlebnisgeneration darauf, dass dieser Schritt nun endlich erfolgen wird.

Grulich hat gemeinsam mit seinem Freund und Lehrer Adolf Hampel immer betont, dass es heuchlerisch sei, von Menschenrechten zu reden, dann aber, wenn es darauf ankomme, nicht die notwendigen Schritte zu gehen und Maßnahmen zu ergreifen. Diese Worthülspolitik, etwa beim Beitritt der Tschechischen Republik zur EU, hat Europa großen Schaden zugefügt und tut dies durch falsches Beharren leider auch noch heute. Gott sei Dank gibt es aber, wie ausgeführt, Zeichen, die hoffnungsvoll stimmen.

Sehr persönlich möchte ich sagen, dass ich während meines Studiums oft Zeiten der Unzufriedenheit durchlebte. Sicher lag dies zu einem großen Teil an mir selbst. Die Leidenschaft Professor Grulichs, die jeder spüren kann, der ihm begegnet, hat mich von Anfang an fasziniert. Es gelang ihm, in vielen

Studenten und auch in mir diese Leidenschaft zu wecken. Sicherlich ist sie in einer „anderen Liga“ beheimatet, wenn man bedenkt, wie vielfältig sein Werk und Wirken ist. Sehr Vieles habe ich Rudolf Grulich zu verdanken! Seit ich ihn kennenlernen durfte, verstehe ich immer mehr, warum Tapferkeit eine der Kardinaltugenden ist. Seine Liebe zur Wahrheit ist häufig unbequem, aber sie ist wohl immer auch nötig.

Ein Erlebnis, das typisch für seine Einstellung zu den Menschen ist, möchte ich erwähnen. Als Grulich im Frühjahr 2008 das Bundesverdienstkreuz in Königstein verliehen wurde, waren viele honorable Persönlichkeiten ihm zu Ehren angereist und auch ich durfte der Verleihung beiwohnen. Ich beobachtete die Zeremonie sehr genau und es fiel mir auf, dass zwei junge Frauen – wohl aus Südosteuropa oder der Türkei – die als Bedienstete der Stadt Getränke und Essen reichten, der Veranstaltung trotz ihrer regen Arbeit aufmerksam folgten. Meine Verwunderung wich bald einem Lächeln, als mir Grulich die Damen nach der Verleihung mit Namen vorstellte. Sie stammten tatsächlich aus der Türkei und hatten ihn in ihr Herz geschlossen: Er hatte sie schon seit Jahren mit Materialien wie kurdischen und türkischen Bibelkalendern versorgt! Das wunderte mich nun gar nicht. Seit ich Grulich kenne, habe ich aufgehört, meinen Namen in Bücher zu schreiben, so viele habe ich von ihm geschenkt bekommen.

Professor Dr. Rudolf Grulich, der Träger des Großen Sudetendeutschen Kulturpreises, hat sich seit Jahrzehnten unermüdlich für eine Verständigung ohne Umgehung der Wahrheit eingesetzt. So mögen die ersten Schritte des Austauschs auf höchster politischer Ebene zu einem langen gemeinsamen Weg werden, an dessen Ende „die Wahrheit siegt“.

Matthias Dierßen



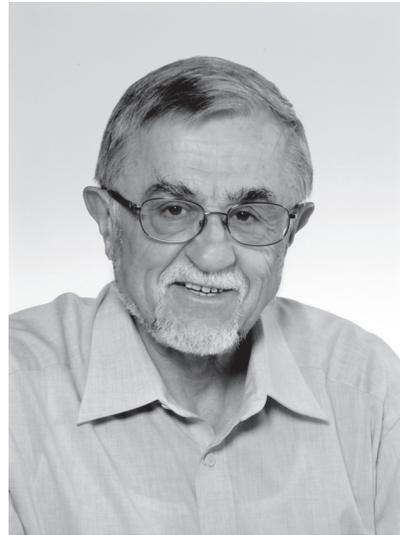
Nach der Verleihung des Kulturpreises dankte Grulich in seiner Ansprache auch allen sudetendeutschen Schwestern. Das Bild zeigt ihn mit Schwester Sighelma und Schwester Isabella.

Foto: Ivan Laputka

Professor Grulich erhält den Großen Sudetendeutschen Kulturpreis

Als im Februar 2004 die tschechische Ausgabe des Taschenbuchs „Sudetendeutsche Katholiken als Opfer des Nationalsozialismus“ von Rudolf Grulich in der Prager Reihe „Pontes Pragenses“ einem großen Publikum von Kirchenführern, Politikern und Journalisten vorgestellt wurde, schrieb die Prager Volkszeitung auf ihrer Titelseite und merkte zur Person des Autors an, „dass der gebürtige Mährler auf vielen Feldern als einer der fähigsten Köpfe seiner sudetendeutschen Volksgruppe gilt. Sei es als Zeithistoriker, Vortragender oder Publizist. Zahlreiche Bücher, Zeitschriften- und Zeitungsaufsätze legen dafür beredtes Zeugnis ab. Er ist ein angesehener Fachmann auf dem Gebiet europaweiter Volksgruppen- und Minderheitenfragen.“ Mit dieser Schrift hat Grulich ein Kapitel der sudetendeutschen Geschichte angeschnitten, das andere nach ihm aufgegriffen haben.

Ein Blick in seinen Lebenslauf kann manches, aber nicht alles von der Vielfalt seiner Tätigkeitsfelder erklären. Geboren am 16. April 1944 in Runarz, einem kleinen Ort in der Sprachinsel Deutsch Brodek in Mähren, wurde er zusammen mit seiner Mutter, Großmutter und Urgroßmutter nach Oberfranken vertrieben.



Vater und Großvater waren noch in Kriegsgefangenschaft.

Die Erinnerungen an die Lager in Bayreuth und Creußen, die Vielfalt der Vertriebenen in diesen Lagern aus allen Vertreibungsgebieten, die Rückkehr von Vater und Großvater aus französischer und englischer Gefangenschaft aus Ägypten und das Leben in der kirchlichen Diaspora prägten das Bewusstsein des Heranwachsenden entscheidend.

Nach dem Abitur 1963 am Humanistischen Gymnasium Christian-Ernestinum in Bayreuth studierte er Philosophie, Theologie und Geschichte in Königstein, Zagreb und Augsburg. 1976 promovierte er in Regensburg mit dem Thema „Die unierte Kirche in Mazedonien“.

1980 folgte die Habilitation in Würzburg mit dem Thema „Der Beitrag der böhmischen Länder zur Weltmission des 17. und 18. Jahrhunderts“.

Nach der Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Akademie für Politik und Zeitgeschehen der Hanns-Seidel-Stiftung in München und als wissenschaftlicher Assistent an den Theologischen Fakultäten der Universitäten Bochum und Regensburg übernahm Grulich in den Jahren 1982-1985 die Leitung der Informations- und Dokumentationsabteilung des Internationalen Hilfswerkes Kirche in Not/Ostpriesterhilfe in Königstein, eine Zeit, in der er entscheidende internationale Kontakte knüpfte. Von 1985 bis 1988 leitete er das Institutum Balticum im Albertus-Magnus-Kolleg in Königstein. Seit 1988 war er dort Wissenschaftlicher Direktor des Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien e.V.

Seine Herkunft, der wissenschaftliche Werdegang und die Themen seiner zahlreichen Veröffentlichungen zeigen, dass der Raum zwischen Ostsee und Schwarzem Meer, zwischen Moldau und Wolga in seiner ethnischen, sprachlichen und religiösen Vielfalt eine große Anziehungskraft auf ihn ausübte. Die Kenntnis verschiedener Sprachen dieses Raumes ermöglichte es ihm, Geschichte und Gegenwart dieser Völker im östlichen Europa und im Orient aus erster Hand kennenzulernen.

Ein Spezifikum Grulichs ist es, dass er nicht nur Ursachen und Ablauf geschichtlicher Prozesse erforscht und darstellt, sondern dass er die Stätten des Geschehens allein, aber auch mit seinen Studenten und den Teilnehmern seiner zahlreichen Exkursionen aufsucht, um den *genius loci* zu befragen und von Zeitzeugen Informationen zu bekommen, die in keinem Buch zu finden sind. So bereist er die einstigen armenischen Siedlungen auf dem Musadağ in der Türkei und die Stätten der glagolitischen Kultur in Istrien und Dalmatien genauso wie Gebiete der Gagausen und Dobrudschatataren oder die Orte in Mähren, wo Tausende der Brüner Deutschen auf ihrem Todesmarsch ums Leben kamen.

Wenn er in seiner bilderreichen Sprache von diesen Gegenden berichtet, erstehen die untergegangenen Welten eines Joseph Roth oder Franz Werfel, Werner Berggruen und Edzard Schaper, Ivo Andrić oder Kurban Said. In historischen Augenblicken war er an den Orten des Geschehens: 1989 während der Samtenen Revolution in Prag, 1990 im März bei der Unabhängigkeitserklärung des Litauischen Sejmas in Wilna und anschließend beim Unabhängigkeitskongress der Esten in Reval, 1991 in Tiflis, wo seine Freunde, die er durch Georgien führte, am 9. April als Gäste im Parlament die einzigen Ausländer waren, als Staatspräsident Gamsachurdia die Unabhängigkeit Georgiens ausrief.

Seine Leidenschaft sind die Menschenrechte für alle Menschen dieser Region, die wie keine andere unter dem Terror des Nationalsozialismus und des Kommunismus zu leiden hatte. Sein jahrzehntelanger intellektueller und caritativer Einsatz für diese Länder, sein mutiges Eintreten für verurteilte Priester und Schriftsteller dieser Länder während der kommunistischen Diktatur drängt ihn, heute gegen noch bestehendes Unrecht der Vergangenheit aufzutreten und zu fordern, dass einige dieser Länder endlich Unrechtsdekrete aufheben und nicht länger Vertreibungen als legitimes Mittel der Politik betrachten.

Der Wunsch nach Versöhnung zwischen Tschechen und Sudetendeutschen hatte bereits den Theologiestudenten Grulich an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Königstein ergriffen. Dort konnte er Ostkirchenkunde und Theologie des christlichen Ostens hören, Sprachen wie Russisch, Tschechisch und Syrisch studieren und den Kontakt mit Studenten östlicher Länder vertiefen. Persönlichkeiten wie Weihbischof Adolf Kindermann, der sudetendeutsche Augustiner Pater Paulus Sladek, der zu Unrecht vergessene Spiritual Josef Barton, der Mitbegründer der Ackermann-Gemeinde Hans Schütz, aber auch Tschechen wie der Unterzeichner des Wiesbadener Abkommens General Lev Prchala, sein Adjutant und Nachfolger Major Sladeček oder

der Zeuge im großen Frankfurter Auschwitz-Prozess Dr. Pavel Bergmann motivierten Grulich zu einem Einsatz für die sudetendeutsch-tschechische Verständigung, der weit über das übliche Maß hinausgeht.

Begegnungen, die häufig konspirativen Treffen glichen, mit Persönlichkeiten in der Tschechoslowakei, wie den Bischöfen Tomašek und Otčenašek, mit den Priestern Vaclav Maly und Anastaz Opasek, mit den Laien Jan Sokol und Dana Němcova und vielen anderen, begründeten und vertieften in ihm die Überzeugung, dass deutsche und tschechische Christen uneingeschränkt bereit sein müssten, für die Menschen- und Bürgerrechte aller Menschen ohne Ansehen der Nation und Religion einzustehen.

Die Samtene Revolution schien die besten Voraussetzungen dafür zu schaffen. Die Enttäuschung für Grulich war groß, als er feststellen musste, dass auch die demokratisch gewählten Regierungen der Tschechen und Slowaken in gleicher Weise wie die kommunistischen Regierungen bis heute nicht bereit sind, die Menschenrechte auch für die vertriebenen Sudetendeutschen und Ungarn anzuerkennen. Als besonders dreist empfindet er die Versuche der Vertreiberstaaten und eines Teils der deutschen Öffentlichkeit, den Heimatvertriebenen vorschreiben zu wollen, ob, wann und wo sie ihre eigene Geschichte dokumentieren wollen.

Während des Balkankriegs bemühte sich Grulich, motiviert aus den deutsch-tschechischen Erfahrungen, den dort verfeindeten Völkern klarzumachen, dass ohne Schuldeingeständnis und Wille zur Wiedergutmachung echter Friede in Europa eine Illusion ist.

Schon während seines Theologiestudiums in Königstein wurde ihm die Bedeutung der von Adolf Kindermann mit gegründeten und später geleiteten Königsteiner Anstalten des Albert-Magnus-Kollegs bewusst. Sie waren nicht nur das Vaterhaus der Heimatvertriebenen, beherbergten wichtige Institute und gaben wertvolle Informationsdienste heraus, sondern waren auch und vor allem Ausgangspunkt für kirchliche Kontakte zu den östlichen Nachbarvölkern, insbesondere auf den Internationalen Kongressen „Kirche in Not“. Grulichs Entschluss, als Theologiestudent das sogenannte Freisemester innerhalb des Theologiestudiums nicht in München oder Freiburg, sondern in Agram (Zagreb), im titokommunistischen Jugoslawien zu absolvieren und einen Großteil der Semesterferien aktiv in den damals noch sozialistischen und kirchenfeindlichen Ländern zu verbringen, zeigt, wie sehr er sich das „Ostanliegen“ von Adolf Kindermann und von Pater Werenfried van Straaten zu eigen machte. Nicht sterile Rückschau auf die verlorene Heimat, sondern die Solidarität mit der vom Kommunismus unterdrück-

ten Kirche erkannte er als das geistliche Erbe von Weihbischof Kindermann.

Mit Weihbischof Kindermanns Tod im Oktober 1974 versiegte leider der Pioniergeist in Königstein. Grulich war damals noch zu jung, um sich dem Verfall der Königsteiner Anstalten erfolgreich entgegenstellen zu können. Seine Versuche, sich seit 1981 dagegen zu stemmen, machten klar, dass es für ihn wie für andere Laien schwer war, sich unter den geistlichen Nachlassverwaltern Gehör zu verschaffen.

Grulichs Lebens- und Berufsweg ist trotz der ungewöhnlichen Leistungen und Erfolge keine *via triumphalis*. Schicksalsschläge und Scheitern sind ihm nicht unbekannt. Schicksalsschläge in seinem Familienleben sind durch die lange Krankheit und den Tod seiner Frau im Jahre 2000 und durch die Sorge um seinen von Geburt an schwerbehinderten ältesten Sohn gekennzeichnet.

Sein Scheitern, das er offen und ehrlich zugibt, aber zu bewältigen sucht, betrifft zwei seiner ihm besonders wichtigen Anliegen:

1. Die bisher nicht erfolgte ehrliche Verständigung zwischen Sudetendeutschen und Tschechen.
2. Die nicht möglich gewordene Erhaltung – wenigstens eines Teils – des Vaterhauses der Vertriebenen in Königstein.

Getreu dem Wahlspruch Kindermanns aus dem Römerbrief des heiligen Paulus „Contra spem in spem“ (Hoffen wider alle Hoffnung) kämpfte und kämpft Gru-

lich bis heute für die Erhaltung des von ihm geleiteten Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien. Nachdem die Königsteiner Anstalten aufgelöst wurden und für Grulich und sein Institut dort kein Platz mehr war, hat ihm und dem Institut Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl in Geiß-Nidda eine Zuflucht gewährt. In einer riesigen Kraftanstrengung gelang es Grulich trotz einer gesundheitlichen Krise, die Tätigkeit des Instituts am neuen Ort fortzusetzen. Seit drei Jahren entwickelt sich das Institut dank des Einsatzes ehrenamtlicher Mitarbeiter zu einem lebendigen Zentrum für historische und aktuelle Fragen Ostmitteleuropas und ist heute als eine sudetendeutsche Oase in Oberhessen angesehen.

Nicht eine opportunistische political correctness, sondern die Liebe zur Wahrheit sind für den Preisträger Kriterium seines Denkens und Handelns. Davon zeugt eine Vielzahl von Buchpublikationen und Artikeln. Es wäre platz- und zeitraubend, sie alle hier zu nennen. In der Festschrift zu seinem sechzigsten Geburtstag ist ein umfassendes Schriftenverzeichnis mit den Publikationen bis zum Jahr 2006 enthalten.

Obwohl Grulich Hinweise auf seine Leistungen und Verdienste mit dem Bibelwort „Wir sind nur unnütze Knechte. Wir haben nur das Schuldige getan.“ quittiert, dürfen an dieser Stelle seine Auszeichnungen nicht verschwiegen werden. 1990 erhielt er den Wis-

senschaftspreis der Sudetendeutschen Landsmannschaft, 1996 für seinen Einsatz während des Krieges in Kroatien und Bosnien zwei hohe kroatische Orden, 1997 vom Bukowina-Institut und der Deutschen Jugend in Europa den Preis für Völkerverständigung und 2004 den Schönhengster Kulturpreis. 2008 empfing er das von Bundespräsident Horst Köhler in Anerkennung der um Volk und Staat erworbenen besonderen Verdienste verliehene Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland am Bande.

Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit als Leiter des Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien und als Lehrer der katholischen Kirchengeschichte an der Justus-Liebig-Universität in Gießen werden die Kenntnisse und Fähigkeiten Grulichs von vielen Gremien und Institutionen in Anspruch genommen. Er ist Mitglied der Sudetendeutschen Akademie der Wissenschaften und Schönen Künste und des Gründungskuratoriums des INTEREG, des 1977 von Josef Stingl ins Leben gerufenen Internationalen Instituts für Nationalitätenrecht und Regionalismus. Er ist auch als einer der beiden Laien in der Arbeitsgruppe Vertriebenenseelsorge in der Pastoralkommission der Deutschen Bischofskonferenz tätig und Mitglied des Bundesvorstandes der Sudetendeutschen Landsmannschaft und des Sudetendeutschen Rates. Seit 1977

leitet er mit Dr. Ortfried Kotzian den Arbeitskreis für Minderheiten- und Volksgruppenfragen der Bildungsstätte Heiligenhof in Bad Kissingen. An der Karls-Universität in Prag arbeitet er mit Kollegen der Hus-Fakultät an einem Projekt mit, das Probleme von Kirche und Nationalismus erforscht.

Als Theologen zeichnet Grulich das *sentire cum ecclesia* aus, was heute unter akademischen Theologen nicht häufig anzutreffen ist. Die mehrjährige hauptamtliche und später ehrenamtliche Mitarbeit in Pater Werenfrieds Werk „Kirche in Not/Ostpriesterhilfe“ machten ihn zu einer Anlaufstelle vieler Bittsteller aus dem Osten. Von ihm organisierte, oft erbetelte Lastwägen mit humanitärer und geistlicher Hilfe gingen in viele Länder. Priester in Litauen, Polen, Tschechien, Bosnien und Moldawien konnten ihren Armen dank der von Grulich organisierten und häufig auch begleiteten Hilfstransporte in bitterer Not ein Zeichen christlicher Solidarität und Hoffnung geben. Frau Kazimiera Prunskiene, die erste Ministerpräsidentin des unabhängigen Litauens meinte in einem Gespräch, Grulich gebühre wegen seiner umfangreichen humanitären Hilfe für Litauen ein Denkmal.

Getreu dem Wort der Schrift, dass der Mensch nicht vom Brot allein lebt, hat Grulich eine unglaubliche Energie entwickelt, um Zehntausende theologischer Bücher in den Osten zu bringen,

nicht nur für Katholiken und Orthodoxe, für Protestanten und die Hussitischen Kirchen, sondern auch für Juden in Russland, Georgien und Aserbeidschan und Muslime in verschiedenen Ländern.

Bei aller Vielfalt der Tätigkeiten und Publikationen ist unschwer ein roter Faden zu entdecken: es ist die von sudetendeutscher Herkunft und Ausbildung geprägte Verantwortung für den ostmitteleuropäischen Raum. Sein Ehrgeiz ist es, den kulturellen und religiösen Reichtum dieser Region für das sich einigende Europa fruchtbar zu machen. Um die Hindernisse auf dem Weg zu diesem Ziel zu beseitigen, vertritt er leidenschaftlich den Grundsatz, dass die Einsicht in die Unumkehrbarkeit der Geschichte nicht zur Legitimierung begangener Verbrechen etwa durch die Aufrechterhaltung der Beneš-Dekrete in Tschechien und in der Slowakei sowie der AVNOJ-Beschlüsse in Slowenien pervertiert werden darf. Daher betont er immer wieder das Wort im tschechischen Staatswappen: *Pravda zvítězí* (Die Wahrheit siegt). Aber er fügt immer hinzu: Die Wahrheit kann nur siegen, wenn sie laut gesagt wird und dadurch bekannt gemacht wird.

Wir hoffen, dass er das noch lange und erfolgreich tun kann!

Adolf Hampel

SKW? Erinnerungen an eine Großtat

des deutschen Katholizismus

Vor 60 Jahren brachten die ersten Kapellenwagen die Kirche ins Dorf.

Nur Katholiken, welche die Nachkriegszeit in der deutschen Diaspora erlebt haben, wissen noch, was ein Kapellenwagen war. Dass diese fahrenden Kirchen seit 1950, also vor genau 60 Jahren, erstmals unter dem Namen „Seelsorgskapellenwagen“ auch die Abkürzung SKW trugen, ist heute ebenso vergessen wie diese Großtat des deutschen Katholizismus. Damals versuchte die 1947 gegründete Ostpriesterhilfe von Pater Werenfried van Straaten nach der Tragödie der Vertreibung von acht Millionen ostdeutscher Katholiken, diesen entwurzelten Menschen in der Diaspora eine Heimat zu geben und mit den Kapellenwagen buchstäblich die Kirche ins Dorf zu bringen.

Mehr als 60 Jahre nach der Vertreibung ist sich die deutsche Öffentlichkeit auch nicht mehr bewusst, dass die größte Vertreibung in der europäischen Geschichte auch die größte Umwandlung der konfessionellen Struktur Mitteleuropas seit der Reformation war. Von den 15 Millionen deutschen Vertriebenen aus den deutschen Reichsgebieten jenseits von Oder und Neisse, aus der Tschechoslowakei, Polen, Ungarn und Jugoslawien waren rund acht Millionen katholisch. Die Vertriebenen aus Ostpreußen, Westpreußen, Pom-

mern und Niederschlesien waren meist evangelisch. An ihre Stelle rückten katholische Polen nach, die das konfessionelle Gefüge dieser Gebiete veränderten wie seit der Gegenreformation nicht mehr. Viele der vertriebenen deutschen Protestanten kamen in katholische Gebiete und ebenso Hunderttausende ostdeutscher Katholiken in oft fast rein evangelische Landkreise. Die Statistik von 1950 besagt, dass zum Beispiel in den Diözesen Hildesheim von 685 000 Katholiken 410 000 Heimatvertriebene waren, im Bistum Berlin von 658 000 rund 300 000, im Bistum Meißen von 594 000 über 500 000. Mit Ausnahme der Bistümer in der französischen Besatzungszone, wo die Franzosen bis 1949 keine Vertriebenen-transporte aufnahmen, ging die Zahl der vertriebenen Katholiken in allen Diözesen in die Hunderttausende. Mit ihnen kamen auch 3 000 vertriebene Priester, die mit ihren Pfarreien das Los des Heimatverlustes teilten und als Rucksackpriester die Seelsorge aufnahmen.

Als die größte Not gelindert war und an eine Rückkehr in die alte Heimat nicht mehr gedacht werden konnte, ging man auch an den Bau von Kirchen. So wie die Gläubigen anfangen, Eigen-

heime zu bauen, als die Hoffnung auf Rückkehr geschwunden war, baute auch die neue Pfarrfamilie ihr Haus. Über Schwierigkeiten beim Erwerb des Bauplatzes und den Leidensweg der Finanzierung, über Kirchbauvereine, Bittbriefe, Eigenleistungen und Opfergeist der Gläubigen ist für viele Gemeinden zu berichten. Ein Kirchbau in einer neuen Diasporapfarrei war mit keinem Kirchbau einer alten Stammfparrei zu vergleichen, denn es gab keine alteingesessenen finanzkräftigen Unternehmer, Geschäftsleute oder Landwirte mit Bodenbesitz. Die Heimatvertriebenen konnten nur kleinste Spenden, aber viel Eigenhilfe aufbringen.

Aufgrund der Diasporasituation war es nicht möglich, in jedem Ort eine Kirche zu bauen. Um diesen Menschen zu helfen, kam seit 1950 die Kirche buchstäblich ins Dorf. Dies geschah durch die Kapellenwagenmission der Ostpriesterhilfe. Der Initiator war der Gründer der Ostpriesterhilfe, der 1913 geborene und 2003 verstorbene Holländer P. Werenfried van Straaten, der im belgischen Kloster Tongerlo 1947 mit der Hilfe für die Not leidenden deutschen Vertriebenen begann. Da er flämische Bauern dazu brachte, für die Not leidenden Deutschen ein eigenes Schwein aufzuziehen und ihm zu überlassen, bekam



Kapellenwagen

er den Namen „Speckpater“. In die Flüchtlingslager gingen seine Hilfssendungen: Lebensmittel und Kleider, Süßigkeiten für Kinder, kleine Geschenke für Erstkommunionkinder, liturgische Geräte für die „Rucksackpriester“, die später Fahrräder, ein Motorrad oder nach 1950 gar ein Auto erhielten. Hören wir ihn selbst über die Kapellenwagen:

„Ich predigte damals nicht nur in Belgien und in den Niederlanden, sondern auch in Deutschland. Nicht um zu betteln, sondern um zu ermutigen und zu trösten. Meist in zerfallenen evangelischen Kirchen, suchend nach dem richtigen Wort, tastend nach der Seele und dem Herz dieser Unglücklichen. Es war die Botschaft der Liebe von jenseits der Grenze. Oft kamen die Vertriebenen zwanzig Kilometer weit zu Fuß. Stundenlang warteten sie geduldig, träge ihre vielen Rosenkränze betend, bis ich da war, mit einem Fünkchen Licht in der Nacht

ihres Glaubens. Während meiner tapsigen Ansprache weinten sie vor Ergriffenheit. Auch der Pfarrer hatte Tränen in den Augen. Da wusste ich auf einmal, dass ausländische Priester als Botschafter der Weltkirche hier eine große Aufgabe erfüllen konnten. Und in fünfunddreißig holländischen Zeitungen schrieb ich über die Seelsorgsnot in der deutschen Diaspora:

„Wirtshaussäle sind auch nicht gerade würdige Orte. Die Baracken und Scheunen sind baufällig, aber Gott erachtet es nicht unter Seiner Würde, mit den Geringsten der Seinen dieses Hundeleben zu teilen. Er besucht Seine Herde im dürtigen Gewand der Rucksackpriester und unter der Gestalt der hl. Eucharistie. Aber Er will diese Herde auch besuchen in Helfern und Samaritern, die Seine Gestalt sichtbar machen für die Ärmsten der Armen und Seine Barmherzigkeit auch dem letzten Deutschen erweisen. Und hier beginnt unsere Aufgabe. Wir sind es, die wohltuend durch dieses grausame Elend ziehen müssen. Mit Kolonnen der Hilfe müssen wir ostwärts gehen. Lastwagen müssen wir mit Priestern bemannen und zum Brechen voll mit Liebesgaben beladen. Auf diese Weise uns den umstreifenden Rucksackpriestern in der deutschen Diaspora zur Verfügung stellen. Mit ihnen durch ihre unermeßlich weiten Bezirke von Dorf zu Dorf fahren. Die Hl. Messe zelebrieren, predigen – ein ermutigender Brudergruß von jenseits

der Grenze – und mit vollen Händen verteilen, was die Liebe des christlichen Westens uns mitgab. Um Christus sichtbar erstehen zu lassen in dieser schwarzen Not. Um das mütterliche Mitleid der Weltkirche spürbar zu machen für jene, die schon fünf Jahre und länger in der Nacht der Verzweiflung versunken liegen...“

Dieser Zeitungsartikel, erschienen 1949, enthielt die Grundgedanken unserer Kapellenwagenmission. Fünf Monate später donnerten die ersten holländischen Kapellenwagen, die von Kardinal de Jong von Utrecht geweiht worden waren, durch die deutschen Länder. Die holländische Eisenbahngesellschaft lieferte insgesamt zwanzig Crossley-Sattelschlepper. Das Bistum Gent brachte die Mittel für fünfzehn Opel-Blitz-Kapellenwagen auf. Hunderte von Priestern aus sieben verschiedenen Völkern und vielerlei Ordensgemeinschaften sind seitdem Jahr um Jahr mit diesen fahrenden Kirchen unterwegs gewesen, ermutigend, predigend, taufend, Sünden lossprechend und neben dem Brot der Eucharistie auch eine fühlbare Liebesgabe austeilend an die vier Millionen verlassener Glaubensbrüder in kirchenlosen Gebieten, die durch diese Aktion erreicht wurden.“

Zwei solche Kapellenwagen fuhren 1950 zum ersten Male in den Bistümern Mainz und Hildesheim.

Pater Werenfried hatte die beiden Diözesen ausgewählt und

im März eine Fahrt durch die nordhessische und norddeutsche Diaspora unternommen. Er sammelte Bildmaterial und praktische Erfahrungen für die weitere Arbeit. „In allen Flüchtlingsgemeinden, in die er kam, hat sein Besuch größte Freude ausgelöst. P. Werenfried und seine Prämonstratenserabtei sind ja schon weit über den Rahmen der Flüchtlingspriester hinaus bei den Laien bekannt“, heißt es in einem Bericht in den „Mitteilungen für die heimat-

vertriebenen Priester aus dem Osten“. Über seine Reise schrieb der Speckpater eine Reportage, die zu Ostern in 36 Zeitungen in Belgien und Holland erschien und einen Durchbruch bedeutete. Die bis dahin nur in Belgien tätige Ostpriesterhilfe bekam einen holländischen Zweig und viele Mitarbeiter und Wohltäter in den Niederlanden. „Aus der glühenden Liebe, die dieser junge Ordenspriester zu uns Heimatvertriebenen hat, entspringen immer wieder neue Gedanken und Ideen für eine Vertiefung seiner Arbeit“, schrieb damals Prälat Adolf Kindermann, der Leiter des Vaterhauses der Vertriebenen in Königstein.

Eine dieser neuen Ideen waren die Kapellenwagen! Von König-

stein wurde noch im selben Jahre 1950 der erste Kapellenwagen nach einer ergreifenden Feier im Rahmen einer sudetendeutschen Priestertagung im Beisein von Pater Werenfried in die Diaspora



Gottesdienst am Kapellenwagen

des oberhessischen Vogelsberges ausgesandt. In Utrecht weihte Kardinal de Jong den zweiten Kapellenwagen, dessen Aussendung dann ebenfalls in Königstein bei der schlesischen Priestertagung erfolgte.

Der erste Kapellenwagen begann seine Seelsorgsarbeit von Nidda aus, das damals Mutterpfarre für neue Lokalkaplaneien war, darunter auch Ulrichstein. Dort besuchte der Kapellenwagen die Orte Helpershain, Röd-dingen, Stumpertenrod, Unter-seibertenrod, Oberseibertenrod, Ulrichstein, Feldbrücken, Kölzenhain und Rebgeshain. Bis zum 18. November, als der Kapellenwagen wegen des schlechten Wetters seine Arbeit einstellte und Winterpause machte, wurde

die Diaspora im östlichen Teil der Mainzer Diözese durchgearbeitet. Zweiter Ausgangspunkt nach Ulrichstein war Eschenrod.

Nach einer zweitägigen Ruhepause fuhr dann der Wagen im August zu einer Wallfahrt nach Ilbenstadt und von dort in die Diözese Hildesheim. Im Austausch kam von dort der zweite Wagen, der von Schlitz aus folgende Orte besuchte: Nieder-Stoll, Sandloffs, Frauombach, Pfordt, Ullershausen, Hemmen, Hutzdorf, Schlitz, Queck, Reinbach und Ober-Wegfurt. Bis zum 18. November folgten noch Lauterbach, Herbststein, Eichenrod, Freiensteinau, Grebenhain, Schotten, Ulfa, Echzell, Oberlais, Ranstadt, Grünberg, Burggemünden und Homberg. Im November besprachen die Missionare mit Priestern aus Oberhessen und Vertretern aus Belgien und Holland diese „Soforthilfe auf seelsorgerlichem Gebiet“ und planten Verbesserungen für die Aussendung im kommenden Frühjahr. Sie hoben folgende Erfolge hervor:

1. Die Freude der Heimatvertriebenen, die im Kapellenwagen den Beweis sahen, nicht vergessen zu sein.
2. Den Wert der Hausbesuche.
3. Den guten Sakramentempfang.
4. Den Wert der Caritas durch die Verteilung von Lebensmitteln und Kleidung.

Die ersten Sattelschlepper wurden dann seit 1952 durch umgebaute Busse ergänzt und

ersetzt, die bis 1969 eingesetzt wurden. Seit 1953 waren Jahr für Jahr 15 solcher Kapellenwagen in 12 westdeutschen Diözesen unterwegs. 136 Missionare waren dabei im Einsatz, davon 64 aus Deutschland, die übrigen kamen aus dem Ausland. Die einzelnen Kapellenwagen waren meist von belgischen Diözesen gestiftet und wurden von diesen unterhalten. Sie trugen Namen von Heiligen wie Madonna-Wagen, St. Bonifatius-Wagen, Cyrene-Wagen usw. Sie betreuten Zehntausende von Menschen, wie die Statistiken beweisen. Aus den Berichten der Kapellenwagenmissionare erfahren wir, wie selbst in kleinen Gemeinden die wenigen Katholiken aus 15 bis 20 verschiedenen Diözesen des Ostens kamen. Das erschwerte das gemeinsame Beten und Singen.

Die Statistiken teilen uns mit, dass damals noch viel gebeichtet und große Opfer gebracht wurden, um die Sakramente zu empfangen. Erschreckend groß war die Zahl der ungültigen Ehen. In Hunderten von Predigten und Gesprächen mit den Priestern wurde versucht, diese Ehen zu sanieren. Verantwortlich für den effizienten und fast generalstabmäßigen Einsatz der Kapellenwagen waren Pater Josef Barton, ein Priester der Olmützer Erzdiözese, und Rik van Dyn, die mit den Missionaren im Herbst die Ergebnisse besprachen, ihre Wünsche und Verbesserungsvorschläge prüften und notwendige Nachmissionen vorbereiteten.

Zwei wichtige Tatsachen kann man für diese Fahrten und Missionen der Kapellenwagen festhalten:

1. Durch die Kapellenwagen haben Hunderte von Orten in der Diaspora eine Volksmission erhalten, die sonst unmöglich gewesen wäre.
2. Die Kapellenwagen haben wesentlich dazu beigetragen, dass die katholische Kirche in den entlegensten Teilen der deutschen Diaspora sehr repräsentativ in Erscheinung trat.

Wer die Situation der Diaspora kennt, weiß, wie wichtig das war. Die Jahrhunderte nach der Reformation hatten Vorurteile gegen alles Katholische aufkommen lassen, die das Leben der Katholiken in der Zerstreung überaus erschwerten. Die Missionare haben sehr oft erfahren, wie Andersgläubige staunten, dass um der kleinen Schar wegen so viel Geld und Mühe aufgewandt wurde. Durch die Kapellenwagen wurde die Messe oft zum ersten Mal nach der Reformation wieder gefeiert und stieg katholisches Singen und Beten wieder zum Himmel empor.

Eine Zahl aus der fränkischen Diaspora mag als Beispiel für andere Diözesen für sich sprechen:

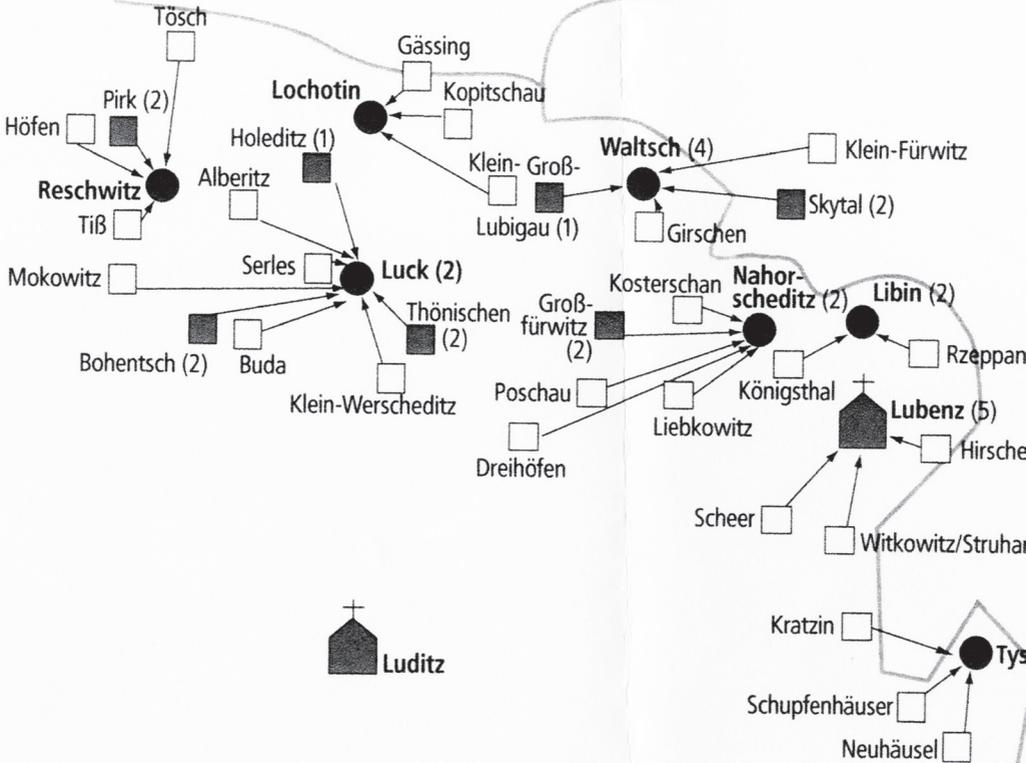
Im Erzbistum Bamberg erreichte im Sommer 1953 der Madonna-Wagen 8 590 Menschen, von denen 4 771 in dieser Zeit beichteten und für die 530 Predigten gehalten wurden. In 422 Fällen mussten die Missionare sich mit ungültigen Ehen befassen. Die Zahl der physisch Verhinderten war sehr groß. Nicht alle Gläubigen konnten zum Gottesdienst kommen. Schloss die Mission während der Woche, dann war es für die Männer sehr schwer, die Sakramente zu empfangen. Sie hatten weite Fahrten zur Arbeitsstätte und kamen abends mit den letzten Zügen zu Hause an. Häufig blieben sie auch die Woche oder den Monat über fort.

Sehr erwähnenswert ist aber, dass von den Gläubigen oft große Opfer gebracht wurden, um die Teilnahme an der Kapellenwagenmission, an Gottesdiensten und Vorträgen zu ermöglichen. Aber die damalige Ungeborgenheit des Lebens vieler war oft ein schwer zu überwindendes Hindernis.

Rudolf Grulich

**Die Karte mit dem Vikariat Lubenz auf den beiden folgenden Seiten gehört eigentlich zu dem Artikel:
Dokumentation des Vikariats Lubenz 1941 - 1945 von Professor Herwig Baier in den Mitteilungen Heft 1 - 2010.
Sie wird deshalb nachgetragen.**

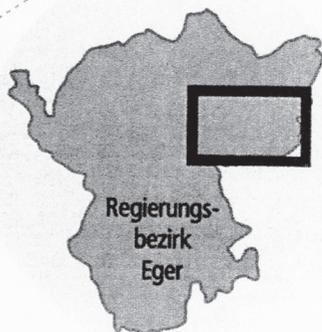
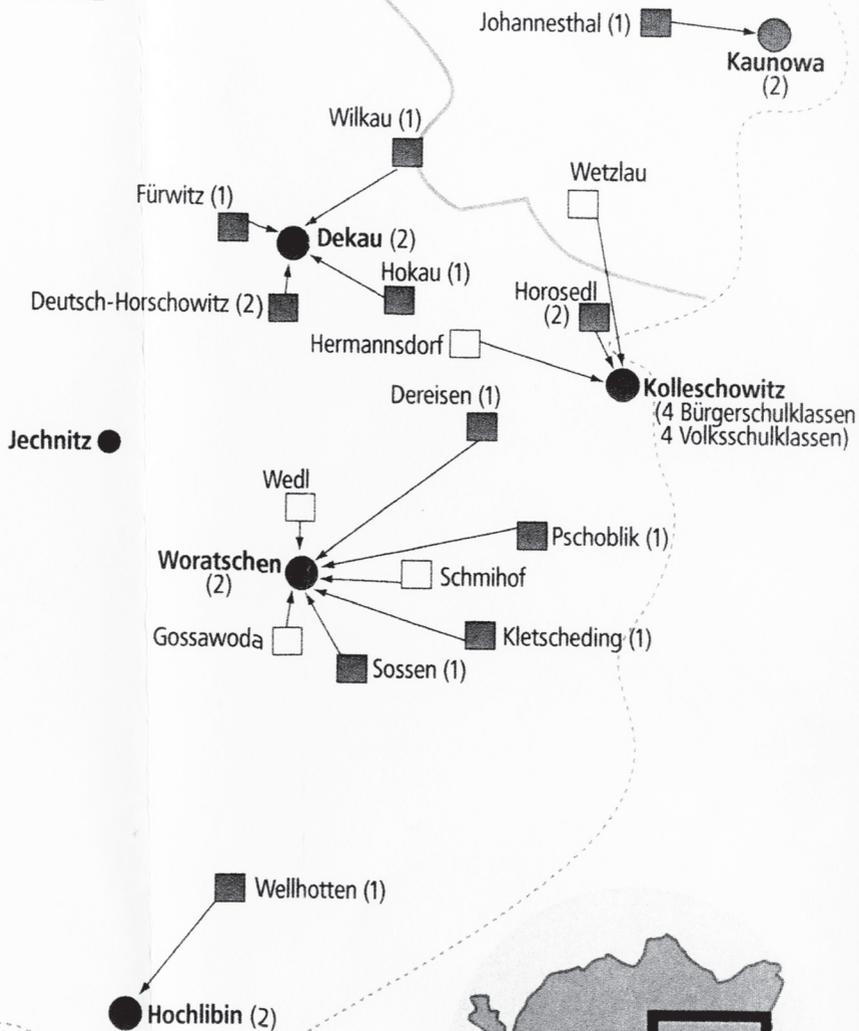
Vikariat Lubenz



Zahlen in Klammern = Zahl der Schulklassen

MIT FREUNDLICHER UNTERSTÜTZUNG DER MEDIENGRUPPE MAIN-POST
 QUELLE UNIV.-PROF. DR. HERWIG BAIER; GRAFIK JUTTA GLÖCKNER

Bistum Leitmeritz



Der Deutsche Orden im Altvatergebiet

Von der Gründung bis zur Säkularisation

Seit mehr als 800 Jahren hat der Deutsche Orden ohne Unterbrechung eine Niederlassung in Troppau. Papst Innozenz III. bestätigte 1204 dem Deutschen Ritterorden seinen Besitz in Opavia. Diese Siedlung, zum ersten Mal 1195 erwähnt, wurde von deutschen Kolonisten angelegt, die der Piastenherzog Heinrich I. ins Land gerufen hatte.

Bekanntlich hatte der Deutsche Orden seinen Ursprung in der Gründung eines Feldlazarets im Heiligen Land im Herbst 1189 vor Akkon für verwundete und kranke Kreuzfahrer. Am 6. Februar 1191 erfolgte die Anerkennung der Bruderschaft durch Papst Clemens III. Als Lebensregeln übernahmen die Brüder die Ordenssatzungen der Johanniter, die bereits 1099 zum Dienst an kranken Pilgern und verwundeten Kreuzfahrern gegründet worden waren. Auch für den Deutschen Orden stand am Anfang seiner Geschichte die Krankenpflege, das Helfen und Heilen.

1198 wurde die Bruderschaft in einen Ritterorden umgewandelt, für den ritterlichen und priesterlichen Dienst orientierte man sich an den Regeln der Templer. Dieser Orden war bereits 1119 zum Schutz der Pilger vor Überfällen in Jerusalem entstanden.

Der Deutsche Ritterorden, wie seine Kurzbezeichnung hieß, wurde am 19. Februar 1199 von Innozenz III. bestätigt, als Ordenstracht wurde ihm das schwarze Kreuz auf weißem Mantel verliehen (schwarz-weiß, heute noch die preußischen Landesfarben). Dieser neue Orden lag im Trend der Zeit. Er breitete sich sehr rasch aus: vom Heiligen Land nach Griechenland, Italien, Spanien, den Niederlanden und Deutschland bis hinauf ins Baltikum. Um 1300 besaß der Orden 300 Kommenden (= Ordenshäuser) mit einem Komtur an der Spitze. Adelige und auch Könige statteten den Orden mit reichen Schenkungen aus.

Nach Abwehrkämpfen für Andreas II. von Ungarn gegen die Heiden im Burzenland (heutiges Siebenbürgen) erging 1226 der Ruf von Konrad, dem Herzog von Masowien, an den damaligen Hochmeister Hermann von Salza, ihn bei der Niederwerfung der heidnischen Pruzzen zu unterstützen.

Der Hochmeister ließ sich in der „Goldenen Bulle von Rimini“ durch Kaiser Friedrich II. garantieren, dass der Orden die den Heiden abgenommenen Länder als eigenes Territorium behalten dürfe. In Preußen schuf er nun ein gut verwaltetes Staatswesen.

1386 erfolgte die Vereinigung Polens mit Litauen: die polnische Königstochter Jadwiga - dt. Hedwig - heiratete den Großfürsten Jagiello. Die Litauer nehmen - formal wenigstens - das Christentum an.

Damit fiel die Heidenabwehr als Aufgabe des Ordens weg. Der Ordensstaat wird von Litauen und Polen in die Zange genommen. Nun begannen die Kämpfe mit Polen, und 1410 erlitt der Orden in der Schlacht bei Tannenberg (polnisch Grunwald) eine schwere Niederlage gegen Jagiello und Withold von Litauen.

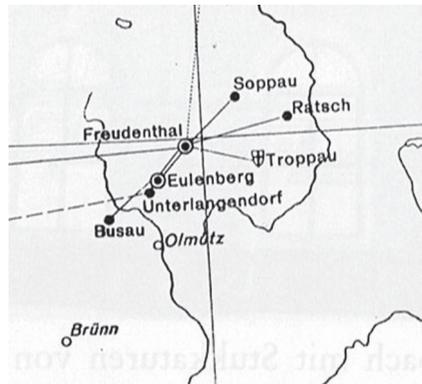
Da der Deutsche Ordensstaat 1500 große Probleme hatte, hoffte man auf die Hilfe mächtiger Reichsfürsten und so wählte man, um sich das Haus Brandenburg zu verpflichten, 1511 den 21jährigen Hohenzollern Albrecht von Brandenburg zum Hochmeister. Dieser trat dann auf den Rat Luthers zum neuen Glauben über, legte 1525 den Ordensmantel ab, heiratete eine dänische Königstochter und nahm Ostpreußen als weltliches Fürstentum vom polnischen König zu Lehen. Das bedeutete das Ende des Ordensstaates.

Die Leitung des Ordens übernahm nun von Mergentheim aus der Deutschmeister d. h. „Der Meister in Deutschen und Welschen Landen“ - so sein offizieller Titel. Er regierte zunächst nur als „Administrator des Hochmeistertums“.

1809 löste Napoleon in den Staaten des Rheinbunds den Deutschen Orden auf, das Vermögen des Ordens wurde von den jeweiligen Fürsten eingezogen.

Unter habsburgischen Hochmeistern: Reform und Umwandlung zum geistlichen Orden

Nur in den österreichischen Landen überlebte der Orden. Das Amt des Hochmeisters wurde habsburgischen Erzherzögen übertragen. 1835 stand der Orden an einem Tiefpunkt: ihm gehörten noch sechs Ritter und fünfzehn Priester an. Da fasste der damalige Hochmeister Erzherzog Maximilian den Entschluss, den Orden von Grund auf zu reformieren. In Dr. Peter Rigler, einem Theologieprofessor aus Trient, einem Südtiroler, fand er einen engagierten Helfer für dieses Reformwerk. Er hat 1837 das mittelalterliche Schwesterninstitut neu belebt und schuf 1855 in Lana einen ersten Priesterkonvent.



Bei der Reform des Ordens spielte auch das Altvatergebiet eine besondere Rolle. Nach der Gründung des Mutterhauses 1837 in Lanegg

in Südtirol entstand bereits 1841 in Troppau ein Schwesternkonvent und 1858 wurde auf der Eulenburg ein Priesterkonvent errichtet, der 1866 nach Troppau verlegt wurde.

Nun stellt sich die Frage nach der Entwicklung des Deutschen Ordens in Böhmen und Mähren-Schlesien. Im Mittelalter war Böhmen eine blühende Ballei mit 17 Kommenden. Die Kathedrale St. Bartholomäus des Bischofs von Pilsen ist eine alte Deutschordenskirche. Am Ende des Mittelalters freilich war der Ordensbesitz in Böhmen völlig vernichtet. Für seine Kämpfe gegen Polen und Litauen hatte König Wenzel dem Orden Gelder vorgestreckt und dieser dafür Kommenden verpfändet, die der König dann auch eingezogen hat. Nur in Troppau hat der Orden überdauert. In der Zeit der Gegenreformation hat er im Gebiet des Altvaters dann neuen Besitz gewonnen.

1621 erhielt er *Freudenthal* von den Grafen von Würben, die als Protestanten nach der Schlacht am Weißen Berg vom Kaiser enteignet worden waren. - *Eulenberg* erwarb der Orden 1623 und baute die Burg zu einer der bedeutendsten barocken Festungen aus. Während des Dreißigjährigen Krieges war sie einige Jahre von den Schweden besetzt, gelangte aber wieder in den Besitz des Ordens und war im 19. Jahrhundert Verwaltungssitz und Ordensseminar. Burg und Herrschaft *Busau*, einst im Besitz der Herren von Busau und von Kunststadt – vermutlich wurde hier Georg von Podiebrad geboren – kaufte der Orden 1696 von den Herren von Hoditz.

Viele kulturelle und soziale Leistungen hat der Orden in diesem Gebiet vollbracht: Über 100 Jahre vor Kaiser Joseph II. hatte der Orden hier die Leibeigenschaft aufgehoben. 1663 erließ er eine moderne Schulordnung mit Schulpflicht. 1731 gründete er die Piaristenschule, aus der das Gymnasium hervorging. Und schließlich wurde unter dem Hochmeister Clemens August von Bayern (1732-1761) das Schloß Freudenthal im Stil des Barock umgebaut.

Auch wirtschaftlich hat der Deutsche Orden das Altvatergebiet sehr gefördert. So besaß er eine eigene Brauerei, dazu auch Schulen und Krankenhäuser. Bald nach der Gründung der Kommende hatte Troppau auch ein Hospital. 1843 erbaute der Orden in der Klostersgasse ein Krankenhaus, 1930 errichtete er einen neuen Bau, der als „St. Elisabeth-Spital“ hohes Ansehen genoss.

Lange Zeit war Freudenthal Sitz des Statthalters. Er war der Ranghöchste nach dem Hochmeister. Hier hielt sich Erzherzog Eugen oft auf, der von 1894 bis 1923 Hochmeister war. Er ließ sich die Burg Busau 1896-1901 im Stil der Zeit, der Neogotik, von Georg Hauberisser, dem Baumeister des neuen Rathauses in München, als Sommersitz ausbauen. Die Residenz war Wien. Da der Orden wegen seiner Liäson mit dem Hause Habsburg als habsburgischer Privatorden angesehen wurde und ihm die Konfiskation durch den Staat drohte, trat Erzher-

zog Eugen vom Amt des Hochmeisters zurück, um diese Belastung vom Deutschen Orden zu nehmen. Der tschechoslowakische Staat hatte bereits Teile des Ordensbesitzes im Altvatergebiet beschlagnahmt. Diese Maßnahme wurden allerdings vom Internationalen Gerichtshof in Den Haag wieder aufgehoben.

Unter den Hochmeistern Klein, Heider und Schälzky

Bischof Dr. Norbert Klein von Brünn übernahm die Ordensleitung. 1929 wurde der Deutsche Ritterorden in einen rein geistlichen Orden umgewandelt – einen Orden von Priestern und Schwestern.

In der Zwischenkriegszeit lag sein Zentrum in Mähren-Schlesien (im alten österreichischen Schlesien) mit den Städten Freudenthal und Troppau. Freudenthal wurde die Residenz des Hochmeisters, der nun die Abtweihe erhielt und damit das Recht, Stab und Mitra zu tragen.

Die Eulenburg, seit dem Ende des Krieges Ruine, wahrscheinlich von betrunkenen Russen angezündet, war viele Jahre Sommersitz des Ordens und Bildungszentrum der Katholischen Jugend in Böhmen und Mähren-Schlesien. Kein geringerer als Prof. Oswald von Nell-Breuning hat hier Vorträge gehalten. Otfried Preußlers Kinderbuch „Das kleine Gespenst“ spielt auch auf der Eulenburg.

Während der ersten tschechoslowakischen Republik war der Orden eine große Stütze des Katholizismus, besonders der deutschen Katholiken. Hier sind vor allem die beiden Hochmeister Paul Heider und Robert Schälzky zu nennen.

Geboren wurde Heider 1868 in Adamsthal in Mähren. 1884 trat er in das erzbischöfliche Knabenseminar in Kremsier ein, wurde 1886 Novize des Deutschen Ordens und legte 1889 die beste Reifeprüfung in Mähren ab. In Innsbruck studierte er Theologie und wurde 1893 zum Priester geweiht.

Nach Kaplansjahren im Altvatergebirge war er Pfarrer in Freudenthal und Würbenthal, 1916 wurde er Propst an der Maria-Himmelfahrt-Kirche in Troppau. Paul Heider war im Kern seines Wesens Seelsorger und ein Mann der Nächstenliebe. In Troppau gründete er die Caritasorganisation und blieb ihr Vorsitzender mit einer vielseitigen Caritastätigkeit bis zu seinem Tode.



Bischof Dr. Norbert Klein

Nach dem Ersten Weltkrieg engagierte er sich für die deutsche Christlich-Soziale-Reichspartei und förderte die in Troppau und später in Jägerndorf erscheinenden katholischen Zeitungen „Das Volk“ und „Deutsches Wochenblatt“. Für Heider galt es, mit der katholischen Presse eine zweite Kanzel zu bauen, die christliches Gedankengut denen vermittele, die sonntags nicht das Wort des Priesters hören. In der neu entstandenen tschechoslowakischen Republik wurden die zuvor zweisprachigen Lehranstalten getrennt und zu meist rein tschechischen Einrichtungen gemacht. So stand den deutschen Schülern das Seminar in Kremsier nicht mehr offen. Deshalb setzte sich Heider für die Errichtung eines deutschen Knabenseminars in Freudenthal ein. Es sollte dem deutschen Priesternachwuchs dienen. Aus diesem Seminar sollten volksnahe Priester hervorgehen, die den Gläubigen sonntags auf der Kanzel das Wort Gottes verkünden. Eine Lotterie, ein Benefiztheaterstück des Heimatschriftstellers Viktor Heeger und eine Schenkung des Baugrundstücks durch den Orden trugen zur Finanzierung bei. Am 15. August 1926 wurde das Seminar feierlich eingeweiht, nachdem die Schwierigkeiten ausgeräumt worden waren, die der Erzbischof von Olmütz noch gemacht hatte. Das Knabenseminar hat den deutschen Priesternachwuchs gesichert, zwischen 1926 und 1938 gingen aus ihm 114 Priester hervor.



*Hochmeister
Paul Heider*

Heider hat noch als seine letzte Baumaßnahme die Errichtung der Hedwigskirche – zu Ehren der Patronin von Schlesien – als Kriegergedächtniskirche in Troppau angeregt. Sie konnte erst nach 1990 fertiggestellt und geweiht werden.

Am 31. Mai 1933 wurde Paul Heider durch das Ordenskapitel als Nachfolger des verstorbenen Norbert Klein zum Hochmeister gewählt. Er residierte in Freudenthal. Am 25. Januar 1936 verstarb er in Troppau und wurde in der Hochmeistergruft in Freudenthal neben seinem Vorgänger beigesetzt.

Robert Schälzky wurde 1883 in Braunseifen in Mähren geboren. Nach dem Abitur in Troppau trat er 1902 dort in den Konvent des Deutschen Ordens ein. Theologie studierte er in Brixen und wurde 1907 im dortigen Dom zum Priester geweiht. Nach einem kurzen Einsatz als Kooperator und Katechet übernahm er in Freudenthal die Stelle als Religionslehrer. 1912 wurde er in den Gemeinderat von Freudenthal gewählt und seit 1913 trat er als Referent der Christlich-

Sozialen-Partei auf. Richard Hackenberg berichtet von Robert Schälzkys Besuch 1923 in seinem Heimatort Lindewiese: „*Er war ein mitreißender Redner, der sein Publikum von der Reaktion zur Aktion voranzubringen verstand. Nach seiner Abreise besaß Lindewiese eine Ortsgruppe der Volkspartei, innerhalb zweier Jahre einen mehrheitlich christlich-sozialen Gemeinderat. Zu allen von ihm angeregten Ortsgruppen hielt er nicht nur als stellvertretender Landesvorsitzender der Deutschen Christlich-Sozialen Volkspartei und als Abgeordneter seines Wahlkreises ständigen Kontakt, sondern auch als Freund und Priester.*“



*Hochmeister
Robert Schälzky*

Von 1919 bis 1921 war er Vizebürgermeister von Freudenthal und Mitglied der Schlesischen Landesversammlung. Von 1920 bis 1925 gehörte er als Abgeordneter dem Prager Parlament an. Hier engagierte er sich vor allem in der Sozialpolitik. Er war Sozialpolitiker nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis. So war er seit 1924 Obmann der „Deutschen Hauptstelle für Wohnungs- und Siedlungsfürsorge in der Tschechoslowakei“.

Vor den zweiten Parlamentswahlen 1925 wurde auf tschechische Intervention hin von Rom ein numerus clausus für priesterliche Amtsbewerber eingeführt. Ordensgeistliche durften überhaupt nicht mehr kandidieren. Deshalb musste Schälzky seine politische Arbeit aufgeben aber auch dann blieb er die aktive und geschätzte Persönlichkeit von hohem sozialpolitischen Rang.

In den folgenden Jahren wurde er zum Präsidenten des Volksbundes Deutscher Katholiken gewählt und zum Religionsinspektor für deutsche Bürgerschulen in Mähren-Schlesien bestellt. Am 1. September 1929 wurde er zum Pfarrer und Dechanten in Freudenthal ernannt und im Jahre 1932 zum Generalrat des Ordens gewählt.

Am 24. März 1936 erfolgte seine Wahl zum Hochmeister, am 29. März weihte ihn Kardinal Innitzer zum Abt. Nach dem Anschluss des Sudetenlandes an das Reich wurde der Orden aufgehoben und sein Besitz enteignet.

Als 1942 die Amtszeit des Hochmeisters abgelaufen war, verlängerte sie Papst Pius XII., da während des Krieges die Einberufung eines Generalkapitels nicht möglich war. Bereits 1939 hatte er Schloss Freudenthal räumen müssen. Er wohnte dann in Troppau. Nach dem Krieg wurde er interniert, schließlich folgte er, gesundheitlich angeschlagen, auf einem offenen Lastwagen seinen abgeschobenen Ordensbrüdern

nach Wien. Auf einer Visitationsreise starb er am 27. Januar 1947 in Lana/Südtirol, wo er auch begraben wurde.

Vertreibung, Verbot und Neubeginn

Mit der Vertreibung der deutschen Ordenspriester und -schwestern aus Mähren-Schlesien kam der Deutsche Orden 1945 wieder nach Deutschland. Die Priester fanden eine Bleibe in Darmstadt und später in Frankfurt/Sachsenhausen – lange Zeit Mittelpunkt der Provinz bzw. Ballei Deutschland, bis der Prior nach Weyarn umzog.

Die Schwestern nahmen nach längerem Herumirren Bischof Landersdorfer von Passau auf: Heute ist im Kloster Sankt Nicola das Provinzhaus der Schwestern.

Die ČSR, die Tschechoslowakische Republik, wurde bekanntlich im Februar 1948 kommunistisch. 1950 erfolgte das Verbot der Orden. Auch die Mitglieder des Deutschen Ordens – die tschechischen Schwestern konnten ja bleiben, nur die deutschen waren vertrieben worden – holte man aus ihren Häusern, die jeweilige Oberin kam ins Gefängnis, die anderen in Sammellager.

Das Mutterhaus in Troppau wurde eine Anstalt für Behinderte.

Die tschechischen Schwestern lebten dann in einem Haus in Kratzau (Chrastava), einem Ort bei Reichenberg, die slowakischen in einem Bauernhof in Velké Ripňany, einem Dorf nördlich von Neutra.

Die slowakischen Schwestern haben jetzt einen Konvent in Topolčany, der Bauernhof in Velké Ripňany wurde zum Altenheim mit 8-10 Plätzen, geführt von drei Schwestern.

Das Mutterhaus in Troppau ist wieder ganz in den Händen der Schwestern, auch die Kapelle – vor 100 Jahren geweiht – ist renoviert. Neu ist, dass der Orden in Troppau seit zehn Jahren ein kirchliches Konservatorium betreibt.

Auch die Seelsorge in Freudenthal mit den umliegenden Pfarreien ist wieder in den Händen von Deutschordenspriestern, und der Präsident der Caritas der Diözese Ostrau-Troppau ist ein Ordensmann.

Franz Bauer

**Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Institutes auch weiterhin durch
Ihre Spende!**

Ein Denkmal für den Speckpater

Das internationale Werk Kirche in Not, das vor mehr als 60 Jahren am Weihnachtsfest 1947 als Ostpriesterhilfe mit seiner Arbeit begann und heute ein weltweit tätiges Hilfswerk ist, wurde von seinem Gründer P. Werenfried van Straaten eine „Schule der Liebe“ genannt. Deswegen ist Pater Werenfried in Vertriebenenkreisen als legendärer „Speckpater“ bis heute nicht vergessen. Er hat nicht nur den deutschen Heimatvertriebenen materiell und geistig geholfen, sondern später auch den verfolgten Christen in Osteuropa Hilfe gebracht. Vor allem hat er von Anfang an durch seine Versöhnungsarbeit auch den Völkern des Westens einen Dienst erwiesen: „Unzählige haben in der Ostpriesterhilfe wie in einer Schule der Liebe das Wesen des Christentums entdeckt und leben gelernt.“, so Pater Werenfried in seiner Autobiographie.

Er betonte oft, die Überzeugung Papst Pius XII., dass das Christentum die Seele Europas am meisten geformt habe. Wenn er in Belgien und in seinem Geburtsland den Niederlanden seit 1947 um Hilfe für die ehemaligen Feinde bat, so überwand er dadurch den Hass auf die Deutschen als Okkupanten des Zweiten Weltkrieges. Seine Versöhnungspolitik kann erst richtig ermessens werden, wenn man sich ins Gedächtnis ruft, dass damals

am 17. März 1948 noch der Beistandspakt der Benelux-Staaten, Großbritannien und Frankreich abgeschlossen wurde, der noch von einer Prävention gegen deutsche Aggression ausging.

Mit seinem Aufruf zur Versöhnung und seiner Schule der Liebe legte Werenfried den Grundstein für ein neues friedliches Zusammenleben in Europa. Er verurteilte die Vertreibung von zwölf Millionen Ostdeutschen, wie das auch Papst Pius XII. getan hatte, und tat alles, „um in Flandern und Holland den Hass auf die Deutschen zu überwinden und die Liebe wieder herzustellen“.

Es war das große Verdienst von Pater Werenfried, Nächstenliebe und Hilfsbereitschaft gegenüber allen, auch den ehemaligen Feinden sowie gegenüber den unterlegenen Deutschen gepredigt und in die Tat umgesetzt zu haben. Mit seinem Weihnachtsartikel „Kein Platz in der Herberge“ in der Zeitschrift seiner Abtei Tongerlo legte er den Grundstein für seine Ostpriesterhilfe, die damals zunächst auch abgelehnt und bekämpft wurde: Die Deutschen hätten ein kurzes Gedächtnis, wenn sie jetzt mit Werenfried an das Mitgefühl der Belgier appellierten, schrieben die Zeitungen. Doch bald trat eine Wandlung ein. Pater Werenfried predigte sogar in der belgischen Gemeinde Vinckt, wo die Deutschen im Zweiten Weltkrieg 96 Männer

erschossen hatten. In seiner Autobiographie „Sie nennen mich Speckpater“ schreibt er u. a. über diese Erfahrungen.

Genanntes Buch des 2003 verstorbenen P. Werenfried ist auch heute noch lesenswert, ja sollte Pflichtlektüre aller sein, die über Versöhnung reden. Manche ebenfalls von Deutschen im Zweiten Weltkrieg besetzte Länder und ihre Bewohner könnten vom belgischen Beispiel auch heute noch lernen. Man denke nur an die Tiraden auch von polnischen Katholiken gegen Frau Steinbach und den Skandal, dass die EU dem Präsidenten der Tschechischen Republik Klaus nachgab und die Beneš-Dekrete bestätigte.

Nicht nur in Belgien, auch in Luxemburg und in den Niederlanden gab es diese Wandlung. Es war z. B. in Luxemburg die Caritas, die im Namen Werenfrieds und des Papstes zur Hilfe für die ehemaligen Feinde aufrief: „Der Papst wandte sich an das Weltgewissen. Viele, allzu viele hörten nicht auf diese Stimme. Er hat uns klar und eindeutig zu verstehen gegeben, dass die Not und Armut der Flüchtlinge eine Sünde ist. Eine Sünde der Menschheit. Unsere Sünde, wenn wir nicht helfen, wo wir können.“ Die Ostpriesterhilfe bewirkte, dass in den Benelux-Staaten nicht nur für die sozialen, sondern auch für die heimatpolitischen Anliegen der Vertriebenen Verständnis aufkam. Ein Aufsatz von Pater Werenfried erschien 1949 in verschiedenen Zeitungen, in dem

er auf die Folgen der Konferenz von Potsdam hinwies: „Durch die gemeinsame Aktion der Massenausreibungen hat das Triumvirat von Potsdam für immer das Recht verwirkt, anklagend auf andere hinzuweisen und sie wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit und wegen Völkermordes zu verurteilen. Potsdam war eine Todsünde gegen die Natur.“

Werenfrieds Beitrag, der die Mauern niederreißen wollte, die durch Krieg, Hass und Unrecht zwischen den Völkern errichtet wurden, erschien auch in der Zeitung „Maasbode“ in Rotterdam - einer Stadt, dessen Zentrum die deutsche Luftwaffe zu Beginn des Krieges völlig zerstört hatte, obwohl die Niederlande neutral waren.

Als Pater Werenfried 1948 zum ersten Male nach Königstein kam und dort Prälat Adolf Kindermann traf, den Leiter des Königsteiner Priesterreferates und der Königsteiner Anstalten mit dem Priesterwerk und der Philosophisch-Theologischen Hochschule, entstand eine europäische Freundschaft, die Grenzen sprengte. Da die Vertriebenennot in ihrem Ausmaß alle Befürchtungen übertraf, erkannte man in Deutschland bald, dass diese Not ohne Hilfe des Auslandes nicht bewältigt werden konnte. Immense Hilfe kam immer von Pater Werenfried. „Er durchreiste deshalb Deutschland kreuz und quer.“, schreibt Prälat Kindermann in seiner Studie über „Religiöse Wandlungen und Probleme

im katholischen Bereich“, einem Werk über die Vertriebenen in Westdeutschland. „Er besuchte die Vertriebenen in ihren Elendsquartieren, in den Lagern, in den Bunkern der Städte. Er ließ sich von ihnen erzählen, von ihren Qualen in den Internierungslagern, von den Schrecken, die sie durchlebt hatten, ehe die Freiheit sie aufnahm, von ihren Verlusten an lieben Menschen und an ihrer Habe, von ihrer gegenwärtigen Not, mit der sie so schwer fertig würden. Es fehlte ja alles. Mit Leidensgenossen, aber doch fremden Menschen waren sie zusammengepfercht, was die Not nur noch vervielfältigte. Es fehlte alles, um einen Haushalt aufzubauen, auch das Primitivste, ganz abgesehen von der Nahrungssorge und der Bekleidungsnot.“

„Das Schiff heißt Europa“

Pater Werenfried gab seine Erfahrung in seiner Heimat und in anderen Ländern Europas durch Predigten und Vorträge, in Presse und Rundfunk und in vielen Sprachen weiter. So weckte er Hilfsbereitschaft und erstes europäisches Interesse zunächst in Belgien, Luxemburg und den Niederlanden, dann aber auch bald bei den Schweizern, Franzosen, Iren und Spaniern. „Das ist das Große und Einmalige an der Ostpriesterhilfe, daß sie immer neue Wege aufzeigte, die ein Ermüden und Erschlaffen in sich nicht ermöglichten“, schreibt Kindermann und zitiert Pater Werenfried: „Wir alle fahren auf

einem Schiff und dieses Schiff heißt Europa! Wir Ausländer fahren noch in der Luxuskabine, die Deutschen im Zwischendeck oder gar unten im Schiffsraum. Aber das alles ist gleichgültig, wenn das Schiff leck ist. Und das Schiff Europa ist leck. Da heißt es, die Ärmel hochkrepeln und pumpen, sonst gehen wir alle unter, ganz gleich, wo wir stehen.“

Von Anfang an war die Ostpriesterhilfe im europäischen Rahmen länder- und grenzüberschreitend. Spenden trafen in großen Lastzügen aus Belgien und Holland in Königstein ein. Zwischen deutschen und ausländischen Kindern, die Pakete nach Deutschland schickten, entstand ein reger Briefverkehr und bald auch bis heute dauernde Freundschaften. Hunderte unterernährte deutsche Kinder wurden für sechs Monate zu belgischen Familien eingeladen, ebenso heimatvertriebene deutsche Priester, die einige Wochen Ferien in ausländischen Klöstern machen konnten und deren Dienst in Deutschland insgesamt etwa 800 bis 1 000 ausländische Priester für diese Zeit übernahmen.

Als mit den Kapellenwagen seit 1950 die Kirche buchstäblich in die Dörfer der deutschen Diaspora kam, war dies wiederum nur möglich, weil mehr als die Hälfte der Kapellenwagenmissionare aus dem Ausland kamen. Im Jahre 1954 zum Beispiel fuhren 28 Kapellenwagen monatelang in die entlegensten Dörfer der deutschen Diaspora. Daran nah-

men 169 Priester teil, von denen nur 82 aus Deutschland kamen, 41 aus den Niederlanden, 40 aus Belgien, zwei aus Frankreich, zwei aus der Schweiz und zwei aus Österreich. „Sie kamen aus 25 Orden. Daran kann man die europäische Weite und kirchliche Gesamtbeteiligung an diesem Werke christlicher Liebe erkennen“, stellt Prälat Kindermann fest und ergänzt diesen Hinweis auf die europäische Dimension des Werkes von Pater Werenfried noch durch Verweise auf die internationale Arbeitsgemeinschaft des von Pater Werenfried ins Leben gerufenen Bauordens, in dem Jugendliche aus vielen Nationen in verschiedenen Ländern tätig waren und wo die völkerverbindende Atmosphäre ebenso wertvoll war wie der materielle Bauertrag.

Ein Denkmal für die Kirchenväter Königsteins

Die „Königsteiner Anstalten“ als Zentrum der katholischen Vertriebenenarbeit sind nach dem Tod der Gründer, Bischof Kaller, Weihbischof Kindermann und Pater Werenfried van Straaten, plötzlich und fast vollständig untergegangen. Diese Wunde schmerzt viele Vertriebene, aber auch Einheimische in der Stadt noch immer. Deshalb hat sich eine Gruppe von Königsteiner Bürgern gefunden, das Andenken dieser drei großen Männer zu erhalten. Weil besonders Pater Werenfried als „Speckpater“ ei-

nen tiefen Eindruck hinterlassen hat, wurde beschlossen, ihm ein Denkmal am Ort seines Wirkens zu setzen als Dank der Vertriebenen und der Königsteiner Bürger, die eigens dazu einen „Freundeskreis Werenfried-Denkmal“ ins Leben gerufen haben. Das Werenfried-Denkmal aus Bronze soll auf dem „Werenfried Platz in etwas über Lebensgröße an exponierter Stelle stehen und somit das Herzstück dieses Platzes repräsentieren. Dabei soll Werenfried den Menschen zugewandt und mit seinem berühmten „Millionenhut“, der zum Schluss ganz abgegriffen einer Mütze glich, dargestellt werden.

Werenfried ist aber in Königstein nicht denkbar ohne die beiden anderen Gründer der Königsteiner Anstalten, Bischof Kaller und Weihbischof Kindermann.



Der Entwurf des Künstlers löst das Problem durch eine Dreiergruppe, die Werenfried etwas größer (etwa 2,50 m) und die anderen in Lebensgröße zeigt, ihn stützend und Rückhalt gebend: Den verzweifelt leidenden Maximilian Kaller, der 1946 Königstein begründet hat und Adolf Kin-

dermann, den Planer und energischen Manager des Werkes.

Das Denkmal wird an hervorragender Stelle diesen Platz als Wirkungsort der drei großen Kirchenmänner für immer markieren, auch wenn die Gebäude leider von der Kirche vermarktet und verkauft wurden. Dies

ist Ausdruck einer tiefen Dankbarkeit für die Werke der Liebe Pater Werenfrieds, denen nun endlich ein weithin sichtbares, bleibendes Zeichen gesetzt wird.

Matthias Dierßen

Verhältnis von Holocaust und Vertreibung

In einem Artikel der Süddeutschen Zeitung vom 11. März 2010 hat Raphael Gross, Direktor des Jüdischen Museums Frankfurt, berufenes Mitglied der Stiftung „Flucht-Vertreibung-Versöhnung“ die Forderung erhoben: „Erste Aufgabe der Stiftung muss es sein, in einer Studie zu klären, wie Vertreibung, der Zweite Weltkrieg und der Holocaust zu einander im Verhältnis stehen.“ Daraufhin hat Professor Dr. Adolf Hampel, der zweite Vorsitzende des Institutes für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien einen Leserbrief an die Süddeutsche Zeitung geschickt, der am 26. März 2010 mit einer erheblichen Kürzung und dem missverständlichen Titel „Ursache der Vertreibung“ gedruckt wurde. Wir bringen nun den Text des Leserbriefes mit Kursiv-Kennzeichnung des nicht abgedruckten Abschnittes.

Raphael Gross ist zuzustimmen, dass die Stiftung „Flucht und Vertreibung, Versöhnung“ über das Verhältnis von Holocaust und Vertreibung nachzudenken hat. Ohne den Holocaust hätten die Siegermächte dem Drängen

der polnischen und tschechoslowakischen Regierung, einen riesigen Bevölkerungstransfer durchzuführen, nicht nachgegeben. Ihre Zustimmung galt einer humanen Umsiedlung, nicht aber einer brutalen Vertreibung. Die Berufung auf die Beschlüsse von Potsdam ist deshalb für die Vertreiberstaaten ein durchaus zweischneidiges Schwert.

Das Verhältnis Holocaust und Vertreibung kann nicht einfach als ein Verhältnis von Ursache und Wirkung verstanden werden. Polen und die Tschechoslowakei motivierten ihren Plan zur Entgermanisierung einer Zone zwischen Ostsee und Donau nicht mit dem Holocaust, sondern mit dem historisch fragwürdigen Argument, dieses Gebiet sei vor einigen Jahrhunderten germanisiert worden. Die Erschütterung der Welt durch den Holocaust machte es möglich, diese Wunschpläne zu verwirklichen.

Wie wenig sich Polen und die Tschechoslowakei mit den verfolgten Juden solidarisierten, zeigte sich in der erbärmlichen Behandlung der Überlebenden des Holocaust. Als Mitbegründer der Deutschen Janusz-Korczak-

Gesellschaft und Mitarbeiter im Maximilian Kolbe Werk hatte ich bei zahlreichen Aufenthalten in diesen Ländern Gelegenheit, zu erfahren, dass ein halboffizieller Antisemitismus, der „Antizionismus“ genannt wurde, das Andenken an den Holocaust boykottierte.

Das Verhältnis Holocaust – Vertreibung muss auch nach seinem Endergebnis betrachtet werden. Wären die Juden ähnlich wie die Deutschen in ein sicheres Land vertrieben worden, dann wäre dies ihre Rettung gewesen. Die Transporte der Juden gingen nach Auschwitz, die der Deutschen in ein zerstörtes, aber für sie sicheres Land. Der Besuch der Vernichtungslager Auschwitz, Maidanek und Treblinka machte mir als Vertriebenem überdeutlich klar, dass eine Gleichsetzung von Holocaust und Vertreibung unmöglich ist.

Trotz des grundlegenden Unterschieds können partielle Ähnlichkeiten festgestellt werden. Die Vertriebenen wurden wie die Juden im Dritten Reich erheblichen Schikanen ausgesetzt. Sie mussten ein nationales Erkennungszeichenauf ihrer Kleidung tragen, sie wurden all ihres beweglichen und unbeweglichen Eigentums beraubt, sie verloren alle Menschenrechte – in vielen Fällen auch das Recht auf Leben. Sie wurden von jeder Schulbildung ausgeschlossen und zu unbezahlter Arbeit gezwungen.

Unter diesen Bedingungen wurde der Abtransport zu einer

Befreiung. Diese Fakten belegen die Tatsache, dass es auch nach dem Krieg zu Verbrechen gegen die Menschlichkeit kam.

Der Verdacht vom „Fortwirken von nationalsozialistischen Ideen in diesem Verein“ (BdV) ist von Gegnern der Stiftung immer wieder verbreitet worden. Wahrscheinlich hat es unter den Initiatoren und führenden Funktionären des BdV alte Nazis gegeben, so wie bei Richtern, Lehrern, Geistlichen u. a. Deshalb aber kann diesen Verbänden das Recht auf politische Betätigung und Durchsetzung ihrer Interessen nicht abgesprochen werden. Fair wäre es, die Haltung und die politische Vergangenheit der derzeitigen Führung des BdV zu untersuchen. Der BdV hat maßgeblich dazu beigetragen, dass es unter den Vertriebenen angesichts der mangelnden Empathie seitens der westdeutschen Gesellschaft zu keiner Radikalisierung kam. Es wurden keinerlei Gewaltakte gegen polnische oder tschechische Einrichtungen registriert.

Die Stiftung kann ihre Arbeit nicht von den ultimativen Bedingungen einzelner Mitglieder des Beirats abhängig machen. Ich möchte nicht annehmen, dass die berufenen und inzwischen zurückgetretenen Mitglieder des Beirats die Rechtfertigung der Vertreibung der Deutschen als das gebotene Ziel der Stiftung postulieren ... „Aber es bleibt ein schlechter Beigeschmack“.

Prof. Dr. theol. Adolf Hampl

Ein neues Buch des Institutes

Arnold Spruck: Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre

Man spürt gleich zu Beginn der Lektüre, aber auch auf den über 300 Seiten des Buches, dass Arnold Spruck in der Materie heimisch ist. Erklärbar wird dies, wenn man weiß, dass er nicht nur gründliche Quellenstudien betrieb, sondern auch auf unzähligen Fahrten die Heimat seiner Großmutter bereiste und die Menschen und Archive gleichermaßen in fruchtbarem Austausch befragt hat.

Anschaulich schildert er die Geschichte Wittichenaus in der Lausitz, das in seiner Geschichte bewegte Zeiten durchlebte: 1429 Verwüstung durch die Hussiten, ab 1520 Einführung der Reformation und später dann die Wirrnisse während des Dreißigjährigen Krieges, um nur ein paar Ereignisse herauszugreifen. In die Zeit der Reformation fällt auch der erste Osterritt von Wittichenau nach Ralbitz. Besonderes Augenmerk lenkt Spruck auf das Wendische Seminar, das ab 1724 in Prag als Ausbildungsstätte der sorbischen Geistlichkeit diente. Er weist nach, dass alleine an die 130 Wittichenauer das Wendische Seminar besuchten. Eindringlich und mit großer Liebe zum Detail zeigt er anhand von Einzelschicksalen den regen Austausch zwischen Prag und Wittichenau bzw. zwischen Böhmen und der Lausitz auf.

Als Malermeister, Präsident der Handwerkskammer und als Landtagsabgeordneter war Spruck gründliches Arbeiten gewöhnt. Wie er bei Häusern zunächst hinter die Fassade blickte, um dann die richtigen Schlüsse zu ziehen, so gelingt ihm das auch hier. Ein tiefgründiger Blick hinter die Fassade der gemeinsamen, jahrhundertelangen Verbindungen der Sorben mit Böhmen, der für das Verständnis der Beziehungen ungemein gewinnbringend ist. Ganz nebenbei beweist er mit seiner Arbeit auch, dass er ein Meister auf vielen Gebieten ist.

Matthias Dierßen

Tage der offenen Tür im Haus Königstein in Nidda

26. Juni 2010, 14.30 Uhr:
Arnold Spruck stellt sein neues Buch vor

11. Sept. 2010, 14.30 Uhr:
Johannes Wunderlich, Förderpreisträger der Sudetendeutschen Landsmannschaft, berichtet über seine Abiturarbeit zur Vertreibung der Sudetendeutschen und die Befragung von Zeitzeugen.

Unser Bücherangebot

Neu!

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre.** 272 Seiten, EUR 19,80.

Adolf Hampel u.a. (Hrsg.) **Europassion. Kirche-Konflikte-Menschenrechte.** Festschrift Grulich. 464 Seiten, EUR 36,00.

Kurt. A. Huber, **Katholische Kirche und Kultur in Böhmen.** Herausgegeben von Joachim Bahlcke und Rudolf Grulich. 800 Seiten, EUR 59,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.** 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Christen unterm Halbmond. Vom Osmanischen Reich bis in die moderne Türkei.** 176 Seiten, EUR 16,80.

Rudolf Grulich, **Ethnische Säuberung und Vertreibung als Mittel der Politik im 20. Jahrhundert.** 108 Seiten, EUR 7,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** 287 Seiten, EUR 14,80.

Reihe Kirche und Heimat.

Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn.** Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, EUR 7,80.

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz.** 207 Seiten, EUR 9,80.

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“.** Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken.** 60. Vertriebenenwallfahrt nach Vierzehnheiligen. 224 Seiten, EUR 14,80